

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Nachruf: Heinrich Zeller
Autor: Rahn, J.R.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

† Heinrich Zeller.

Nachdruck verboten.

Mit Bildnis.

Media vita in morte sumus! Wieder einmal mit ganzer Herbe hat sich diese Mahnung erfüllt. Voller Pläne und scheinbar voller Kraft hat uns der Freund verlassen, auf der Höhe des Tagewerkes ist seine Arbeit stille gestanden. Als ob er sie wieder suchte oder in raschem Tempo, leicht hüpfend und etwas vorgebeugt, den Heimweg machte, so zeichnet die Erinnerung sein leibliches Bild, den stattlichen Fünfziger mit dem voll-ovalen Gesichte, dem der starke, graue Schnurrbart etwas Martialisches verlieh, mit oftmals zerstreuter Miene, die den mit Arbeitsgedanken und Plänen Beschäftigten verrät. Er wollte angerufen sein, um mit freundlichem Blick und einem „Ah“, das wie erwachend klang, des Begegnenden gewahr zu werden. Dann hat es selten an einem Geleite gefehlt, bei dem er stets etwas Neues und Unregendes zur Sprache brachte.

Heinrich Zeller ist am 2. April 1844, von vier Kindern das älteste, geboren. Sein Vater Johann Heinrich war Inhaber der „Walke“, einer Notfärberei, die auf der Stelle des jetzigen

Schlachthauses an der Rimmat lag. Als eifriger Militär war er bis zum Range eines Oberstleutnants der Artillerie vorgehoben, derb geartet, aber wohlwollenden, geraden Sinnes, gegen die Seinen liebevoll und den Freunden mit Treue zugetan. Oft hat Zeller von dem Vater erzählt, wie er und ein schwyzerischer Kamerad ihrer Freundschaft zu gedenken versprochen, wenn sie einmal gegen einander ins Treffen kämen. Die Probe ist dann bestanden worden, als im Sonderbundskrieg die von beiden befehligten Batterien sich eine Stunde lang über die Köpfe beschossen.

Dem Vater war die Gattin im Tode vorausgegangen, Rosalie, geborene Meyer, eine feinsinnige, geistvolle Frau, von der die Familie anmutige Gedichte bewahrt. Auch im Zeichnen und Malen war sie geübt. Von ihr hat sich die Begabung, Gesehenes rasch und sicher wiederzugeben, auf den Sohn vererbt.

Nachdem der Fünfzehnjährige auch den Vater verloren hatte, wurde er dem Helfer zu St. Peter, Heinrich

Hirzel, in Obhut und Pflege gegeben. Damals hat sich unsere Freundschaft geknüpft, zunächst im Hause eines gemeinsamen Verwandten, des Fürsprechers Eduard Meyer an der untern Säune, von dessen furchtlos schlagfertiger und kaustischer Kernnatur auch etwas auf den Neffen wirkte, und dann aus Neigungen, in denen wir als Lernende und Wandernde zusammentrafen. Nebeneinander haben wir in der Zeichnungsstunde gegessen, im „großen Erggel“ an der Spiegelgasse, bei dem alten Hans Jakob Schweizer, der vor Zeiten Rudolf Kollers Lehrmeister

gewesen war. Die Wahl der Vorlagen stand uns frei, Ausschnitte aus den Adam'schen Schlachtenbildern und Landschaften, die Vorgesessenen in Sepia aquarellieren durften.

Eine strenge Schule war das nicht; aber Schweizer verstand es, mit drastischen Exempeln zu dozieren und hübsch zu erzählen, wenn er sah, wie Zeit und Geduld dem jungen Blut zu lang und sauer wurden. Gern hat Zeller eines zweiten Lehrers gedacht, des Landschaftmalers Jakob Heinrich Reutlinger, dem er die Elemente der Perspektive verdankte.

In solchen Sitzungen wurden die Ausflüge geplant, nach Wettingen, wo selige Stunden über dem Betrachten und Zeichnen der Glasgemälde vergingen; der Rückweg wurde in der Regel zu Fuß gemacht, der Bewegung halber, die nach langem Aufenthalt in den moderigen Räumen wohl bekam, als auch weil wir rechnen und lieber

das Fahrgeld für künftige Expeditionen sparen wollten. So sind wir auch öfters nach Muri gewandert mit Aufbruch schon vier Uhr morgens, worauf wir, nach einer kurzen Rast auf Balbern, zumeist schon gegen neun Uhr am Ziele waren. Dann setzte unverweilt die Arbeit ein und noch einmal nach dem kargen Mittagssmahl, bis der Abmarsch über Boswyl, Bünzen und Bremgarten erfolgte. War jenseits der Höhe von Rudolfstetten die Kreuzstraße erreicht, so stellte sich wohl die Versuchung ein, den Rest der Strecke abzufahren; aber dazu ist es nie gekommen, auch dann nicht, als Zeller — er hatte es erst auf Balbern gemerkt — tagsüber in Schuhen gehumpelt war, die zu den gleichen Füßen paßten.



† Dr. Heinrich Zeller-Werdmüller.

Schon damals ist er ein vielbewandterter Gesellschafter gewesen, der unbestimmte Erinnerungen aus sicherer Kenntnis ergänzte; aber als Schüler prosperierte er nicht über das Mittelmaß hinaus. War es sein oft zerstreutes Wesen, das ihn zu Alotria zog, ein passives Verhältnis zu den Forderungen des Lehrplanes, oder waren Entwicklung und Willenskraft noch hinter den Jahren zurückgeblieben, genug, es kam, daß er das Gymnasium schon in den untern Klassen quittierte. Es war der Wille seiner Beschützer, dem er folgte, und der Anschauung der Zeit entsprach das Weitere, daß, wer auf solcher Höhe nicht standzuhalten vermochte, eben nur gut genug zum Kaufmann sei. Als Apprenti, wie die Jünger der Handelsbesessenheit sich nannten, trat Keller in das Geschäft des Herrn Escher-Bodmer ein, worauf er sich nach beendigter Lehrzeit nach Mailand begab. Oft hat er des dortigen Aufenthaltes gedacht und, wenn er bei guter Laune war, auch eines Vorfallendes, der ihn besonders ergötzt haben muß. Unleidlicher Schmerzen überdrüssig, hatte er sich zu einem Zahnarzt begeben. Schon bei der Meldung fiel ihm die devote Höflichkeit des Dieners auf, dann ein Huschen und Flüstern durch Flur und Zimmer und nicht zum mindesten das Warten, das die Geduld auf eine harte Probe stellte. Endlich — die Flügel werden geöffnet, und in voller Gesellschaftstoilette tritt der „Dottore“ ein, mit tiefsten Bücklingen einen Schwall von Worten begleitend, aus denen unser Freund nur das *altezza reale* verstand. Eine offenbare Ähnlichkeit mit dem Kronprinzen Umberto hatte dieser Komödie der Irrungen gerufen. Es blieb also nur übrig, sich als Signore Zeller da Zurigo vorzustellen, um dann doch noch wie ein Prinz behandelt zu werden.

In Mailand hat Keller wie überall, wo er weilte, die Stadt- und Landesgeschichte im Engen und Weiten studiert. Bei unserm Wiedersehen daselbst im Sommer 1867 wies er sich über Kenntnisse aus, die ich eben nur dem Fachmann zugetraut haben würde. Nach kurzem Aufenthalt in England ist Keller 1869 bleibend in die Heimat zurückgekehrt, um die kaufmännische Laufbahn zunächst in der Seidenbranche fortzusetzen; aber daneben hielt er sich unentwegt mit weitem Interessen vertraut.

Von dem Vater waren die militärischen Neigungen auf ihn übergegangen, und den Anlaß, in dieser Richtung den Mann zu stellen, bot die Grenzbesetzung während des Winters 1870 und 1871 dar, die er im Range eines Unterleutnants der Infanterie mitmachte. Als wir im Sommer darauf mit wissenschaftlichen Zielen dieselben Juragegenden durchstreiften, schilderte er mit lebhaften Farben, was von Etappe zu Etappe sich zgetragen hatte, und gab schnurrige Proben aus seinen Wahrnehmungen über Organisation und Führung zum besten. Ende 1892 hat er den Dienst als Major der Landwehr quittiert, aber auch dann noch ein verständnisvolles Interesse am Militär bewahrt. Es gingen daraus die Arbeiten hervor, die er in den Neujahrsblättern der Feuerwerker-Gesellschaft veröffentlichte, und wieder so scheinen diese Neigungen den Anstoß zur Beschäftigung mit dem Kriegswesen des Mittelalters gegeben zu haben, welche Kenntnis, zumal im Fache des Burgenbaues und der Waffenkunde, ihn zur Autorität erhob.

1872 hat Keller seinen Ehebund mit Fräulein Pau-

line Werdmüller geschlossen, die ihm einen glücklichen Hausstand führte und seinen Plänen und Arbeiten eine verständnisvolle Sympathie entgegenbrachte. Sie durfte auch stolz auf den Gatten sein, dessen Erfolge in dem Maße sich mehrten, als sich von Jahr zu Jahr sein Wissen vertiefte und das Gebiet der Interessen und Arbeiten erweiterte. Aus dem Dilettanten in Heraldik und Genealogie war seit Ende der Siebzigerjahre schon fast ein Gelehrter geworden.

Der vollen Hingabe an die Wissenschaft stand freilich noch immer der Geschäftsmann entgegen. Nachdem er zweimal die Anteilhaberschaft an einem Rohseidengeschäft gewechselt hatte, übernahm er 1878 als kaufmännischer Direktor die Leitung der Zürcher Papierfabrik an der Sihl. Was der Wissenschaft diente, mußte an Feierabenden und in sonntäglichen Nachmittagsstunden verrichtet werden, und doch hat schon damaligen Arbeiten die Anerkennung auch in fachmännischen Kreisen des Auslandes gegolten. Ein deutscher Universitätsprofessor der Geschichte, den Keller 1886 auf die Habsburg führte, war dermaßen erstaunt über die Fülle und Sicherheit seines Wissens, daß er sich erkundigte, wer denn dieser „Kollege“ gewesen sei. „Ein Professor? Nein, — wurde er belehrt — das ist Keller nicht, sondern ein Geschäftsmann und Papierfabrikant,“ worauf jener meinte: „Nun, wenn Sie noch mehr solcher Kaufleute haben, dann darf ich den Zürchern schon dazu gratulieren.“

Deflers, wenn ihm die Freunde mit Plänen kamen, zu deren Ausführung er der Berufenste sei, pflegte er auf eine Zukunft anzuspähen, die ihm die Mühe bringen würde, und das trat ein, seitdem er 1896 ein freier Mann geworden war. Von nun an folgte Werk auf Werk; zunächst in den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Jedes Heft — es sind außer solchen, an denen er sich als Mitarbeiter betätigte, deren sieben — bot Neues dar, auf selbständiger Auffassung mit gründlichster Kenntnis gebaut. Erweiterte Beobachtungen, Schlüsse und Fundberichte legte er im „Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde“, im „Zürcher Taschenbuch“ und dem „Jahrbuch für Schweizerische Geschichte“ nieder, das zwei seiner bedeutendsten Arbeiten enthält, die Geschichte der Herrschaft Griesenberg im Thurgau (1881) und die Studie über Johann Philipp von Hohenhausen (1878), die grundlegend für die Forschungen über die Geschichte der Manesse'schen Liederhandschrift geworden ist. Im Jahr 1888 sodann hatte die Herausgabe des Urkundenbuches der Stadt und Landschaft Zürich begonnen, an der er bis ans Lebensende als Berater und Mitarbeiter einen gewichtigen Anteil nahm, und allein hat er die musterhafte Kommentierung der „Zürcher Stadtbücher“ besorgt. Seinen gegensätzlichen Standpunkt zu der seit Hottinger und Bluntschli gangbaren Auffassung von der zürcherischen Geschichte hatte er schon 1890 in einem Beitrag zum zweiten Bande von Bögelins altem Zürich dargelegt; dann folgten die Abhandlungen über „Uetliburg und die Freien von Regensburg“, „die Verfassungsänderung von 1336“ und noch ein Weiteres, die Grundzüge einer Darstellung der zürcherischen Politik waren in einem Vortrag gezeichnet, den er vor zwei Jahren in der Antiquarischen Gesellschaft gehalten hatte. Aber den Ausbau fortzuführen und mit dem Meister-
schlag zu vollenden, war ihm nicht mehr vergönnt.

In Kunstgeschichte hat Zeller sich ostentativ als „Baie“ erklärt, und doch ist in baugeschichtlichen Fragen sein Urteil so oft ein ausschlaggebendes gewesen; er war auch stilkritisch geschult, und was er, lag es ihm nur einmal daran, zu geben vermochte, hat in der „Festgabe auf die Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums“ seine Abhandlung über die Geschichte des Zürcher Goldschmiedehandwerkes gezeigt. Andere Beiträge sind hier nur zu streifen: für die „Zwingliana“, die „Deutsche Biographie“, die „Neue Zürcher-Zeitung“, die historische Zeitschrift von Sybel, den „Anzeiger für Schweizerische Geschichte“, wo er neben Besprechungen hervorragender Erscheinungen auf dem Gebiete der historischen Literatur mit grimmigem Hohn die Ansprüche zerpfückte, die Dilettantismus und pseudowissenschaftlicher Hochmut stellten. Seine Darlegungen endlich, die einem hämischen Angriff galten, haben den Nachweis erbracht, daß gerade ein halbes Jahrhundert vor dem in der Gründungslegende angegebenen Zeitpunkt schon eine Gesellschaft der Schildner auf dem Schleggen in Zürich bestand.

Aber doch nur einen Teil seiner unermüdlichen Betriebsamkeit machte diese Betätigung auf dem literarischen Gebiete aus. Fast ihm allein kam die Leitung der Ausgrabungen zu, die auf Kosten der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich und der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler unternommen wurden, die der Moosburg, Schnabelburg, der Schloßruinen von Alt-Wädenswil, Fribberg bei Meilen u. s. w. In andern Fällen nahm er als Mitarbeiter teil, im Kastell von Jrgenhausen, bei der Wiederauffindung der Fraumünster-Krypta in Zürich und zuletzt noch, als die Trümmer einer römischen Anlage im welschen Dörfli in Chur zum Vorschein gekommen waren. Bei solchen Arbeiten hat sich in gleichem Maße wie der Spürsinn und ein erfahrenes Wissen sein klar und ruhig überlegendes Wesen bewährt. Wie oft es schien, daß seine Schlüsse getroffen seien, er rückte erst heraus, wenn der endgültige Befund sie bestätigt hatte. Zwei Entdeckungen sind von besonderer Bedeutung geworden, die der ausgedehnten, schon im zehnten Jahrhundert zerstörten Burg bei Stammheim, der Aufschlüsse wegen, die sich hiebei über die Struktur der ältesten Wehrbauten ergaben, und der Nachweis einer „Pfahlburg“, der Schitterburg im Sagentobel bei Zürich. Gern kam Zeller auf die Moosburg zu sprechen. Dort hatten die Grabungen lange gewährt, viel Geld und Mühe gekostet und doch außer dem Nachweis des Planes nichts von Belang erbracht. Endlich in letzter Stunde ward noch der Sodbrennen gefunden. Das hob den Mut; denn Zeller mußte, wie oft solche Schächte Wichtiges bergen. Und wirklich aus dem Grunde kam es herauf, es sei ein Kessel da. Das war nun ein Fund, aber wichtiger, als ihn der Mann gemeldet hatte, nämlich der eines Eisenhutes, den jetzt das Landesmuseum als eines der seltensten Stücke seiner Waffensammlung bewahrt.

Den Sitzungen der Antiquarischen Gesellschaft, der er schon seit 1862 angehörte, hat Zeller nicht regelmäßig, aber wenn es geschah, mit aktiver Teilnahme beigewohnt. Oft, wenn nach beendigem Vortrag „ein Engel durchs Zimmer ging“ und kein Wortant sich stellen wollte, da wandten sich des Präsidenten und vieler Blicke auf ihn, der immer etwas zu sagen und auch an Ent-

legenes anzuknüpfen wußte. Wie er schrieb, ohne Phrasen, schlicht und klar, so trat er nach solchen Winken als Redner auf, sicher, bündig und laut; man merkte den soldatisch Gerichteten heraus.

Der „Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler“ trat er bei ihrer Gründung bei. Eine Menge von Expertenberichten, die er über Ausgrabungen, den Befund von Denkmälern und ihre Wiederherstellung verfaßte, belegen die Hingebung, die er auch diesen Bestrebungen widmete. Das Amt des Quästors, das er zuletzt noch führte, bot ihm die Gelegenheit, seine Erfahrungen und das Gewicht seiner Persönlichkeit in den verschiedensten Richtungen geltend zu machen, in den verwickeltesten Situationen zuweilen, die er mit bewunderungswürdiger Uebersichtlichkeit und Ruhe beherrschte und oft durch ein einziges Votum klärte. So schlicht und einleuchtend fielen seine Urteile aus, daß sie unwillkürlich dem Gedanken riefen: Das habe ich ja eben gemeint, — aber warum es nicht selber gesagt? Die gleiche Besonnenheit hat sich gegenüber zu weitgehenden Ansprüchen in Subventionsfragen bewährt. Da blieb er dann fest, ohne Rücksicht und Menschenfurcht, und wieder so, wenn kritiklos oder voreilig restauriert werden wollte. Zumal in den letzten Jahren ist er oft und scharf ins Treffen geraten, mit zu viel Stoßkraft vielleicht; aber den Nagel hat er doch meistens auf den Kopf getroffen. Niemand ist von Schwächen frei, die Zellers sind seine explosiven Tendenzen und ein Hang zu Verstärkungen gewesen, der sich in gewissen Sachen bis zum Unfaßbaren steifte. Seine Wallungen waren leicht zu beschwichtigen, in seinen Antipathien und einmal vorgefaßten Meinungen dagegen blieb er intransigent, so daß er oft, wie man sagt, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat. „Ich verstehe nichts von Kunst,“ war ein geflügeltes Wort, und ebenso wies er jede Affinität mit akademischem Wesen zurück. Als ihn die „Gelehrte Gesellschaft“ in Zürich zu ihrem Mitglied ernannte, da weigerte er rundweg die Annahme der Wahl; erst als sie nach Jahren zum zweiten Mal erfolgte, mochte er fühlen, daß so aufrichtige Anerkennung auch Rücksicht erheische. Er hat sich noch kurz vor seinem Ableben der Gesellschaft zur Herausgabe eines Neujahrsblattes verpflichtet, ihren Sitzungen aber meines Wissens nie beigewohnt. Als einer der Würdigsten durfte er die Auszeichnung empfangen, die ihm Ende 1892 die philosophische Fakultät der Hochschule Zürich durch die Ernennung zum Doctor honoris causa verlieh. Er hat sie geziemend verdankt und auch sicher im innersten Grunde sich darüber gefreut; aber sein Name ist nie anders als „Heinrich Zeller“ von ihm geschrieben worden. Nie war es ihm überhaupt um äußern Erfolg zu tun; nur der Wissenschaft wollte er dienen, und dafür war ihm kein Opfer zu groß. Wie er den Vereinen, denen er angehörte, seine Zeit und seine Kenntnisse schenkte, so dienstfertig stand er dem einzelnen bereit. Freilich war auch nur er imstande, in solchem Maße zu schenken. Schon die Art der Arbeit brachte es mit, ob er in der Studierstube schrieb, in Bibliotheken und Archiven forschte oder im Getriebe einer Fundstätte notierte, gleich ruhig und flüssig ging alles von statten. Und sodann war ihm ein Gedächtnis eigen, das, was er einmal gesehen, gelesen oder vernommen hatte, ihm bleibend zu eigen machte. Es war ein phänomenales Wissen, über das

er verfügte, in manchen Richtungen über den Bereich seines Faches hinaus und mit einer Sicherheit, die niemals fehlte. Es kamen die Jahre, wo jeder Tag ihm Anliegen und Fragen brachte; denn ein Fund, eine Aufstellung konnten nur dann als gehoben und sicher gelten, wenn Zeller geprüft und seine Meinung abgegeben hatte. Sogar als Botaniker in der Vertrautheit mit Fundstätten seltener Pflanzen wies er sich aus. Im Staatsarchiv, in der Stadtbibliothek und dem Landesmuseum war er im hintersten Winkel daheim und dadurch instand, jeden Fragenenden auf eine sichere Fährte zu leiten. Führten uns Studien- und Erholungsreisen über Land, er war das lebendige Lexikon, das über jede Stadt, jedes Stift, jede Burg Auskunft erteilte. Wie oft werden wir noch sagen müssen: „Ja, da wüßte jetzt Zeller Bescheid!“ Wie manches Werk wird fortan ein unvollendetes und wie mancher Schatz, den sein Scharfblick und sein Spürsinn noch gehoben hätten, ein verborgener bleiben!

Neben den vielen Obliegenheiten, die ihn außer den Fachstudien beschäftigten — er war Präsident der Junft zur Waag, ein eifriges Mitglied des protestantisch-kirchlichen Hilfsverein, in Bank- und Verwaltungssachen betätigt und auch andern öffentlichen Interessen zugetan — hat Eines in den letzten Jahren sein ganzes Denken und Trachten erfüllt; das war die Sorge und Wirksamkeit, die er dem Schweizerischen Landesmuseum widmete. Als Vertreter der zürcherischen Regierung war er in die Aufsichtskommission bestellt, wo sein Votum in allen Fällen als eines der wichtigsten galt. Schon bei den Installationsarbeiten erwies sich, welche Kraft dem Institute gewonnen worden war. In kritiklosester Ordnung war die Waffensammlung in dem kantonalen Zeughaus übernommen worden. Zeller, ohne von Hause aus ein Waffenkenner zu sein, übernahm es, den Transport, die Katalogisierung und Aufstellung zu leiten, wobei er mit Hilfe einschlägiger Studien und vergleichender Umschau in andern Sammlungen zu einem Systeme gelangte, dem das ungeteilte Lob der Fachmänner galt. In gleicher Weise reiften andere Kenntnisse sich aus, in der Numismatik, auf die ihn die Katalogisierung der Münzsammlung führte, und die der prähistorischen Altertümer. Da war ein Gebiet, das er ganz als ein Neuling betreten hatte, aber bald in einem Umfange beherrschte, daß er auch hier die Sicherheit eines maßgebenden Urteils gewann. Dazu trugen einmal die Erfahrungen bei, die er bei der Ausbeutung der tessinischen Gräberfelder gesammelt hatte, und sodann haben sich eben in dem Verhältnisse zu der prähistorischen Forschung aufs bestimmteste die Bedingungen seiner Kraft bewährt: die klare Besonnenheit, weiter Blick und ein methodisches Wissen, das ihn befähigte, die großen Züge zu überschauen und die Fäden klarzulegen, die Geschehnisse und Sachen verbinden.

Wie er im Dienste dieser Forschungen keine Anstrengung und Unbill kannte und unter allen Bedingungen auf den ersten Appell sich auf die Fundstätten verfügte, so willig fand er sich zu andern Expeditionen bereit. Er hat im Frühling 1894 den Direktor des Landesmuseums nach Gröbzigberg begleitet und mit ihm Martin Usteris köstliche Sammlung von Glasgemälden zurückgebracht und bald darauf in Gesellschaft desselben

Freundes eine beschwerliche Winterreise nach Leipzig gemacht. In Frankreich, am Rhein und überall in der Schweiz ist er herumgereist, und noch wenige Wochen vor dem Hinschied hat er, seine Abneigung gegen Paris überwindend, sich dazu bereden lassen, daselbst eine Sammlung schweizerischer Glasgemälde zu katalogisieren.

Persönlich ist Zeller kein Sammler gewesen. Wie er an das Leben die bescheidensten Ansprüche stellte, so ließ er sich für Studienzwecke an dem genügen, was zu dem unerläßlichen Bedarf gehörte. Entbehrliches von Blättern und Büchern wies er der Stadtbibliothek und dem Landesmuseum zu, und das letztere hat er auch sonst noch mit Spenden bedacht, indem er dazu einen namhaften Teil der Remunerationen verwandte, die ihm für seine Hilfsarbeiten ausgerichtet worden waren. Aus solchen Zuschüssen hat er eine Kopie des berühmten Schildes von Sitten anfertigen lassen und später noch ein größeres Andenken gestiftet. Dem Landesmuseum waren 1900 eine Anzahl von Rüststücken aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts angeboten worden: ein Schwert, ein Visierhelm, eine doppelte Brustplatte u. s. w., und ein Handel hätte sich leicht gemacht; allein dem stand das Gesetz entgegen, das nur den Ankauf schweizerischer oder nachweisbar auf die Landesgeschichte bezüglicher Gegenstände erlaubt, und eben diese Stücke waren auf fremdem Boden, in dem Graben eines Schlosses in der Gegend von Besançon gefunden worden. Nichtsdestoweniger stand die Wünschbarkeit ihrer Erwerbung fest, schon des Fundortes wegen, der nahe bei der Schweizergrenze liegt; es waren auch Seltenheiten darunter, und es stand außerdem die Zusammengehörigkeit zu einer und derselben Ausrüstung fest. Da war es wiederum Zeller, der kurzerhand entschied. Der Handel schien ihm eines Opfers wert, er kaufte alles und stellte das Geschenk in der Waffenhalle auf.

Alles Ueber-schwengliche und Sentimentale war Zeller zuwider und fremd. Er selber beherrschte die Gefühle und lehrte, wenn sie sich regen wollten, eine überlegene und trockene Ruhe heraus. Das hinderte ihn aber nicht, ein inneres Leben zu führen und, wie wenig er davon sprach, mit Wärme und Festigkeit dafür einzustehen. Den Seinen ist er ein liebender Vater, ein sicherer Berater und wohlwollender Führer gewesen; seine ganze Hingebung hat der Familie gegolten. „Weißt du, wohin ich jetzt gehe?“ — frug er kurz vor dem Tode — „Zu meiner alten Tante Z.-K.; es ist mein gewohnter Sonntagsbesuch und mir Bedürfnis mit ihr zu plaudern, wenn ich aus der Kirche komme.“ Fast nur auf die engere Verwandtschaft blieb sein geselliger Verkehr beschränkt, und bei solchen Familienanlässen schloß sich denn auch der erstaunliche Reichtum der Erinnerungen auf, in Trinksprüchen, die sich an die Entwicklung der weitläufigsten und kompliziertesten Verwandtschaftsverhältnisse knüpften und in Erzählungen, die alle Geschichten und Beziehungen aus dem alten Zürich berührten.

Hart war er nur gegen sich selber. Nie in den spätern Jahren hat er sich Ferien oder auch nur eine kurze Ausspannung gegönnt. Er brauche das nicht, pflegte er lächelnd zu erwidern, wenn die Seinen und Freunde ihn dazu mahnten. Erst in vorgerückter Jahreszeit gab er die täglichen Seebäder auf, und wenn er sich nicht unwohl fühlte, vermochten nur grimmiger

Nordwind oder eifige Kälte ihn zum Gebrauche des Ueberrockes zu bewegen. Daß innere Leiden schon weit entwickelt waren, ahnte er nicht und bestritt es, daß die Pariser Reise ihn erschöpft haben möchte. Die Gänge ins Landesmuseum setzte er täglich fort, und dort hat er am Abend des 24. Februars zum letzten Mal sein Arbeitszimmer geschlossen. „So, jetzt habe ich das Inhaltsregister zu den Stadtbüchern geschrieben; ich muß ja immer besorgen, was andere ungern machen,“ äußerte er sich dem befreundeten Vizedirektor Dr. Lehmann gegenüber. Dann haben die beiden ihren ge-

wöhnlichen Abendspaziergang gemacht, worauf Zeller, kaum erst heimgekommen, zwei rasch aufeinanderfolgende Schlaganfälle erlitt. Nach dreitägigem Ringen, in dem nur seltene Zeichen ein dämmerndes Bewußtsein verrieten, ist er am 27. nachmittags verschieden.

Es heißt wohl, daß keines Menschen Verlust ein unerseßlicher sei. Das mag die Regel sein; aber eine Ausnahme, die sie bestätigt, stellt der unseres Freundes dar; denn wer vermöchte es, für ihn einzustehen und Ersatz zu bieten für den Ausfall von so viel Hingebung und Kraft?

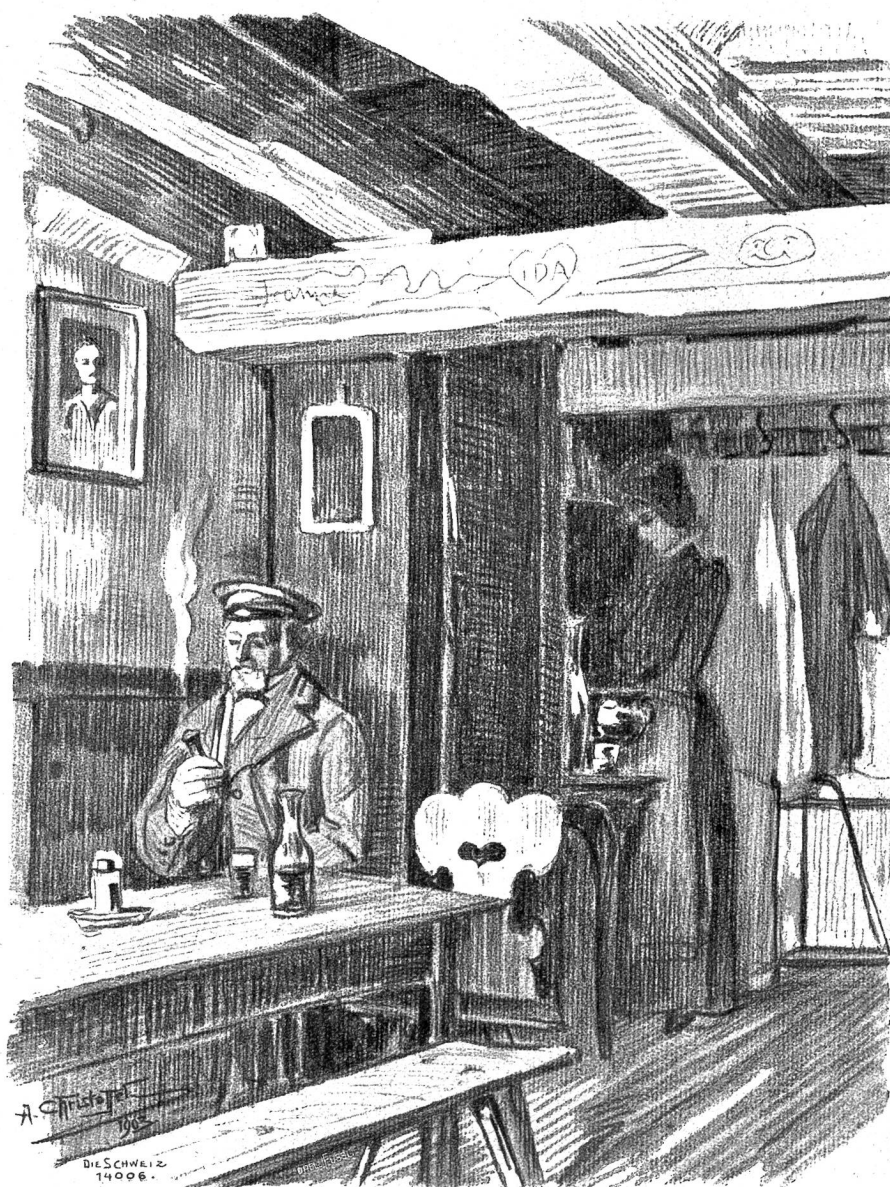
J. R. Rahn.

In der Zürcher „Depfeschammer“.

Zu den beiden Originalzeichnungen von Anton Christoffel.

Das freundliche Interieur entspricht vollkommen den Reminiscenzen, welche die Freunde dieses gastlichen Schlupfwinkels im Busen hegen. Die Deutung gerät unschwer. Der philosophische Pfeifenraucher des ersten Bildes ist mit dem verschwitzten Wandkasten vielleicht einverstanden darüber, daß nicht alles an die große Glocke gehängt zu werden braucht, was da in Rauch und Frohstinn aufgegangen ist. Er, der freundliche Alte, führt schon längst seinen eigenen Rauch und ist ferne davon, über das „Daherz“ am Deckenbalken außer sich zu geraten. Habeat sibi! Anders kann es unter Umständen mit den Figuranten des zweiten Bildes stehen. Nichts Gewisses weiß man nicht. Es ist, als ob um einen gewissen Künstlerbart dorten allerhand „Nucken“ tanzten und ihr lustiges Lied dem Meister Gottfried zutragen wollten, der links in der Ecke dem Bendel seine Erzählungen von der Zeiten Lauf ablauscht. Das Wähenziegelchen auf dem Tisch im Vordergrund rechts möchte der Beschauer ebenfalls nicht gern vermissen; es gehört zur Aussteuer so gut als die übrigen Inventarstücke, die in ihrer originalen Schlichtheit noch recht lang unverändert bleiben mögen. — Zu welcher Jahreszeit unsere „Depfeschammer“ ihre Blütezeit oder Saison morte hat, weiß eigentlich in Zürich sowohl als auch im Ausland niemand recht, weil diese Wohnung gemütlicher Geister das ganze Jahr hindurch stets gastbereit lächelt. Am schönsten ist es darin freilich im Frühling und Sommer. Vor den Fenstern spannen sich alsdann sorgfältig gepflegte Blattpflanzen und Blumen in malerisch geschweiften Bogen, daß man schier in einer Gartenlaube zu sitzen wähnt. Gar mancher Student hat dort in stiller Tagesstunde noch die letzte Sammlung vor dem Examen geholt, manch anderer vor schwieriger Entscheidung Parade über Argument und Gegenbeweis gehalten. Trostlos hat kaum einer den

von intimer Stimmung erfüllten Raum je verlassen. — Am belebtesten gestalten sich die Verhältnisse naturgemäß wie allenthalben so auch hier während der langen Winterabende. Studenten, Redaktoren, Behörden geben sich da, soweit Platz



In der Zürcher „Depfeschammer“. Nach Originalzeichnung von Anton Christoffel, Scans (Oberengabin).